

Maria Barankow /
Christian Baron (Hrsg.)

Klasse und Kampf

Inhalt

Vorwort – Maria Barankow und Christian Baron	7
BREMSKLOTZ – Arno Frank	13
FISCHFABRIK – Lucy Fricke	32
FANGFRAGEN – Christian Baron	43
KOHLKELLER – Francis Seeck	65
AUGENHÖHE – Pinar Karabulut	82
PLASTIKTEILE – Anke Stelling	96
KLASSENSPRECHER – Sharon Dodua Otoo	109
SCHINKENNUDELN – Bov Bjerg	125
STAMMSTRECKE – Katja Oskamp	138
SONNENBRAND – Martin Becker	145
KOLBENKÖNIGE – Olivia Wenzel	159
ANTIHELDEN – Clemens Meyer	175
SELBSTETABLIERUNG – Schorsch Kamerun	186
TOTENWASCHUNG – Kübra Gümüsay	195
Zu den Autor*innen	214

Vorwort

Was von Menschen geschaffen wurde, kann von Menschen verändert werden. Leider ist das alles andere als selbstverständlich, denn der zentrale Mythos der marktkonformen Demokratie ist auch ihr Erfolgsrezept. Viele Leute glauben tatsächlich, die Ökonomie sei nicht dem Willen der Gesellschaft unterworfen, sondern den Naturgesetzen. Wer von der Ungerechtigkeit profitiert, biegt sie sich zurecht. Das Leben sei nun mal unfair. Ungleichheit sei ein wichtiger Anreiz, sich anzustrengen. Wer reich sei, habe sich etwas erarbeitet; und wer arm sei, eben nicht. Es könne nur ausgegeben werden, was zuvor erwirtschaftet worden sei. Ohnehin sei Deutschland längst eine in Milieus ausdifferenzierte Gesellschaft durchlässiger Schichten, in der alle bei entsprechender Leistung alles erreichen könnten.

Was diese Sätze außer Acht lassen: Es gibt sehr wohl noch immer soziale Klassen. Zieht man die Trennung von Produktionsmitteln und die abhängige Lohnarbeit als Kriterien heran, dann war der Grad an Ausbeutung in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland sogar nie größer als heute. Ausbeutung ist dabei keine

moralische Kategorie. Gemeint sind damit also nicht nur niedrige Löhne oder schlechte Arbeitsbedingungen. Es geht vielmehr darum, dass die Lohnabhängigen lediglich einen Teil des von ihnen neu produzierten Wertes erhalten. Ausbeutung bedeutet nicht, wie häufig angenommen, einen Verstoß gegen kapitalistische Regeln, sondern resultiert notwendig aus der Befolgung dieser Regeln.

Dazu zählt auch die sekundäre Ausbeutung: Für Menschen in Städten haben die drastisch gestiegenen Mieten eine existenzbedrohende Bedeutung gewonnen. Umgekehrt verfügt, wer viele Immobilien besitzt, über die Macht, Menschen ohne Wohneigentum zu vertreiben. Das führt dazu, dass die Lebensrealitäten sozialer Gruppen immer homogener werden. Lehrer oder Unternehmensberaterinnen haben heute fast keinen direkten Kontakt mehr zu Bauarbeiterinnen oder Altenpflegern.

Bei allen feinen Unterschieden gibt es also nach wie vor den Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit, mit sich einander unversöhnlich gegenüberstehenden Interessen. Wer Eigentum an Kapital hat, macht nur deshalb Profit, weil er oder sie andere Menschen dazu zwingen kann, für sich zu arbeiten. Das führt immer wieder zu Konflikten mit ungleichen Verhandlungspositionen. Weil dieser Zustand historisch gewachsen und strukturell ist, sind Klassenunterschiede auch Herrschaftsverhältnisse, die sich reproduzieren.

Neun Prozent aller Erwerbstätigen leben unterhalb der Armutsgrenze, weil Deutschland einen der größten Nied-

riglohnssektoren Europas hat. Wohlhabende Frauen leben acht, wohlhabende Männer sogar zehn Jahre länger als in Armut befindliche Menschen. Dreißig Prozent aller von Armut betroffenen Männer werden nicht älter als fünf- undsechzig Jahre. Die Corona-Krise hat diese soziale Ungleichheit noch sichtbarer gemacht und verschärft. Der Kapitalismus ist eine Modernisierungsmaschine, die den absoluten Wohlstand mehrt, aber ihre Güter systematisch ungleich verteilt. Der Schriftsteller Dietmar Dath veranschaulichte das in seinem Buch *Maschinenwinter* (2008) so: »Selbstverständlich ist eine Gesellschaft schweinisch, die einerseits für ihre Spitzensportler Laufschuhe mit eingebauten Dämpfungscomputern bereitstellt, andererseits aber alten Frauen mit Glasknochen die Zuzahlung zum sicheren Rollstuhl verweigert und einen Pflegenotstand erträgt, für den sich tollwütige Affenhorden schämen müssten.«

Die Literaturwissenschaftlerin bell hooks schrieb in ihrem kürzlich ins Deutsche übersetzten Buch *Die Bedeutung von Klasse*: »Heutzutage ist es angesagt, über Themen wie Race und Gender zu sprechen; das weniger coole Thema ist Klasse. Es ist das Thema, bei dem wir alle verkrampfen, nervös werden, nicht sicher sind, wo wir stehen.« Und es stimmt: Bei der Forderung nach Diversität im Bildungssystem, in der Politik, in der Arbeitswelt geht es oft um die ethnische und kulturelle Herkunft, um das Geschlecht. Die soziale Herkunft wird meist vergessen, sie ist ein blinder Fleck. Deutschland gibt sich gerne als ein Land, in dem Klasse keine Rolle spielt. Aber wie viele Leute aus armem und/oder nicht akademischem Eltern-

haus sitzen denn in den Macht- und Entscheidungspositionen der Dax-Konzerne, des Kulturbetriebs, der politischen Parteien?

Die Kategorien »Race«, »Gender« und »Class« sind eng miteinander verbunden. Die Philosophin Frigga Haug spricht vom »Herrschaftsknoten«. Den erklärt sie anhand eines Schuhs mit Schnürsenkeln. Zwei Stränge sind hier so zusammengebunden, dass sie sich möglichst nicht von selbst lösen können. Um das abzusichern, macht man einen Doppelknoten. Je mehr Stränge, umso schwerer ist der Knoten lösbar. Wer nur an einem Strang zieht und die anderen ignoriert, läuft Gefahr, den Knoten fester und die Lösung noch schwerer zu machen. Darum kommen im vorliegenden Buch vierzehn Menschen mit unterschiedlichen Blickwinkeln, Hintergründen und Erzählweisen zu Wort. Die hier versammelten Stimmen sind so vielfältig wie unsere Gesellschaft.

Der von uns gewählte Titel *Klasse und Kampf* verspricht auf den ersten Blick eine Programmschrift, ein Manifest, eine Anklage. All das ist diese Anthologie nicht, und all das ist sie irgendwie doch. Die Beiträge finden für unsere widersprüchlichen Leben im Kapitalismus literarische Mittel. Sie setzen sich mit den Klassenstrukturen auseinander, verorten sich in ihnen, wollen sie überwinden – doch sie machen sich nicht zum Sprachrohr einer Gruppe, einer politischen Partei oder Strömung. Wir wollen durch persönliche Perspektiven die Missstände greifbar machen und damit eine Einladung zur Empathie aussprechen. Wir möchten aber auch Probleme benennen.

Deutliche Worte und Beispiele finden. All das tun die Texte in diesem Band.

Wie entwickelt sich ein Kind, dem durch das Bildungssystem suggeriert wird, dass aus ihm eh nichts werde, während einem anderen durch seine Startposition ein Vorsprung in den Schoß fällt: durch Geld, Selbstvertrauen, die »richtigen« Sprachcodes, den passenden Habitus oder Beziehungen und Kontakte? Warum muss eine alleinerziehende Mutter einer mies bezahlten Lohnarbeit nachgehen und sich zugleich rund um die Uhr um kranke Angehörige kümmern? Welche Rolle spielen ethnische Zuschreibungen, Hautfarbe und Geschlecht bei der Verteilung von Privilegien in einer weiß und männlich dominierten Klassengesellschaft? Was bedeutet es für ein Gemeinwesen, wenn eine Elite ihren Lebensentwurf auf Kosmopolitismus und permanenter Mobilität aufbauen kann, derweil die meisten nicht vom Fleck kommen?

In der Geschichte ist die soziale Ungleichheit oft stark gestiegen, ohne dass es nennenswerte Proteste gab. Warum empfinden so viele Menschen die Ungleichheit als gerecht oder zumindest unveränderbar? Eine große Rolle dürfte das Versprechen spielen, wonach jeder es schaffen kann, aus eigener Kraft zu einem Gewinner zu werden. Dieses Versprechen lässt sich heute immer weniger einlösen, wie etwa die Soziologen Oliver Nachtwey (*Die Abstiegsgesellschaft*) und Andreas Reckwitz (*Die Gesellschaft der Singularitäten*) belegt haben. Gibt es also gar keinen Anlass zur Hoffnung auf schnelle und grundlegende Veränderungen? Nun, die Revolution steht nicht gerade bevor.

Vielleicht jedoch lässt sich eine bessere Welt ohnehin am besten in kleinen Schritten erreichen, zu denen auch ein Werk wie *Klasse und Kampf* zählt.

Maria Barankow & Christian Baron

Berlin im Dezember 2020

Bremsklotz

Von Arno Frank

Mit dreizehn Jahren war ich von *Die Rückkehr der Jedi-Ritter* so begeistert, dass ich mich an eine eigene Fortsetzung machte. Die ersten Seiten hämmerte ich in eine mechanische Flohmarktschreibmaschine von Olympia, bis sich da irgendwas heillos verhedderte. Weiter schrieb ich auf einer elektrischen IBM Model B Executive, Baujahr 1959, tonnenschwer und aus Beständen der US-Armee. Als darin irgendwas durchbrannte, tippte ich auf einer elektronischen Thermo-schreibmaschine von Brother weiter, die hatte schon ein LCD-Display. Das Gerät war wunderbar, aber eine evolutionäre Sackgasse. Als mir das Thermo-papier ausging, schrieb ich die letzten Seiten von *Das Geheimnis des Todessterns* per Hand mit dem Kugelschreiber. Nicht alles ist eine Frage der Produktionsmittel.

1984 sitze ich erstmals an einem Commodore, im neuen Computerraum meiner Schule. Ich sehe keinen Rechner, kein Werkzeug zum Programmieren. Ich sehe eine Schreibmaschine. Und tippe an diesem Nachmittag eine peinliche Kurzgeschichte, die ich komplett vergessen habe – bis auf ihren Anfang. Was daran liegt, dass ich die erste Seite versehentlich im Drucker liegen lasse.

Dort muss Angelika aus der Neunten sie gefunden haben. Ich kenne das ältere Mädchen nur vom Sehen und bis dahin nicht einmal ihren Namen. Wohl aber erkennt Angelika eine Blöße und tut, was manche Gemüter dann offenbar tun müssen. Sie fotokopiert die Seite und hängt sie in der Schule auf. Und so ist, was ich nur für mich aufgeschrieben hatte, anderntags auf den Korridoren, am Schwarzen Brett, in den Klassenräumen, einfach überall zu lesen:

Ein Baske aus Galicien

Von Arno Frank

Ebenso gut hätten Sätze aus meinem Tagebuch verbreitet, hätte ich beim Stehlen oder Onanieren erwischt werden können. Es ist die einzige einschneidende Ausgrenzung und Ächtung, an die ich mich erinnern kann. Eine absolute Demütigung, die nicht auf mein Geschlecht, mein Gewicht, meine Hautfarbe, Herkunft, Religion oder sexuelle Orientierung zielte – auf nichts, was ich zu diesem Zeitpunkt *war*. Sondern darauf, was zu *werden* ich mir damals noch diffus erträumte: einer, der schreibt.

Die Attacke war perfide, die Katastrophe komplett, meine Scham abgrundtief – aber nicht bodenlos. Auf ihrem trüben Grund fand ich ein goldenes und grimmiges Gefühl, das ich heute mit »Na, das wollen wir doch mal sehen!« übersetzen würde. Mit diesem Gefühl konnte ich damals recht schnell die totale Entmutigung in eine dauerhafte Ertüchtigung verwandeln.

Die Hoheit darüber, wer ich war, bin oder sein werde, liegt nicht bei Angelika aus der Neunten, sie liegt nicht einmal bei »der Gesellschaft«. Sie liegt bei mir. Und ich bin erst dann ein Opfer, wenn ich mich in dieser Rolle einrichte. Wenn diese Resilienz ein Privileg ist, dann habe ich es mit zwölf Jahren erstmals genossen.

Mein Elternhaus stand seltsam schräg zu jeder Form von Klasse. Mein Vater war ein talentloser Teilzeitgano-ve. Mal kam was rein, mal nicht, derweil meine Mutter uns als Schulbusfahrerin leidlich über Wasser hielt. Wir wohnten außerhalb der Stadt, weil es dort günstiger war. Und auch das nur von Räumungsklage zu Räumungsklage, weil die Eltern oft die Miete schuldig bleiben mussten. Es war auch kein Geld da für unvergessliche Urlaube, lustige Kindergeburtstage, passende Schuhe. Wir waren »Asoziale«. Leute, mit denen etwas nicht stimmt.

In ein Leben im toten Winkel der Gesellschaft kann man leicht hineinwachsen und dort eine unbehelligte Kindheit verbringen. Sichtbarkeit wäre peinlich, Anerkennung absurd. Mit der Pubertät wird es schwieriger. Du kannst lesen, um zu werden, wer du bist. Und du kannst malochen, damit du dir deine Bücher und Schallplatten leisten kannst. Du hast Anspruch auf einen Scheißdreck, aber worauf wolltest du ihn auch erheben?

Wer diesen Anspruch geerbt hat, lebt in der gelassenen Erwartung, dass ihm das Gute schon in den Schoß fallen wird. Und tut es das endlich, liegt's da genau richtig. Andere verbringen ihr ganzes Leben in ständiger Angst, dass man ihnen eines Tages auf die Schliche kommt.

Das bin ich.

Spielzeug

Ich bin siebzehn, als sich mir erstmals das Gesicht des Kapitalismus zeigt. Es sieht für mich aus wie eine ulkige Giraffe namens Geoffrey.

Geoffrey lebt in einem Leuchtturm an der US-Ostküste und fährt in einem mit Kartoffelchips betriebenen Doppeldeckerbus durch die Welt, um Kinder glücklich zu machen. In meiner Heimatstadt tauchte das Maskottchen gegen Ende der Achtzigerjahre im Gewerbegebiet auf, um eine der ersten Toys »R« Us-Filialen in Deutschland zu eröffnen – und mir Gelegenheit zu geben, erstmals eigenes Geld zu verdienen.

Mit Glück nimmt den Ungelernten jemand unter seine Fittiche. Bei mir ist das Marco, Lagerarbeiter. Einräumen, ausräumen. Eigentlich ist Marco der Gitarrist von Vanden Plas, einer in Kaiserslautern weltberühmten Metalband. Sogar auf den Plastiksaiten einer Kindergitarre für »nur 9,99 Mark« kann er die ersten Akkorde von »Wish You Were Here« spielen. Er macht den Job, um sich eine Stratocaster leisten und darauf eines Tages auch das Solo von »Comfortably Numb« spielen zu können.

Stratocaster kenne ich von den coolen Kerlen an meinem Gymnasium. Die Coolen verachten das Establishment und damit ihre nach ökologischen und organischen Gesichtspunkten erbauten Elternhäuser. Die Eltern kaufen ihnen Instrumente von Fender und Ibanez und Zildjian und Roland, damit die Coolen der Verachtung für das Milieu, in dem sie wurzeln, einen adäquaten Aus-

druck verleihen können: Punk. Ihre Band heißt Helmut Honecker.

Marco und ich räumen Windeln und Rasseln und Bauklötze und Flugzeuge und Pistolen und Barbies und Brettspiele und Süßigkeiten und Kindergitarren ein. Das ist gut. Schlimm ist es, an der Kasse zu hocken. Ihr Piepen verfolgt mich bis in den Schlaf. Einmal müssen wir ein ganzes Regal demontieren, weil dahinter eine Ratte verwest. Das gefällt Geoffrey der Giraffe gar nicht.

Im Büro hängt über der Kaffeemaschine das Porträt eines älteren Herrn mit Brille und Stirnglatze. Das ist Charles Lazarus, der legendäre Erfinder von Geoffrey und Toys »R« Us. Die Filialleiterin ist Lisa, eine sportliche Frau mit kurzen Haaren. Ich bin ein bisschen verliebt. Sie verehrt Lazarus wie einen reichen Großvater und hofft, demnächst eine Fortbildung in der Firmenzentrale machen zu können. Wayne, New Jersey. Alle sind per Du, die Hierarchie ist flach. Unten »wir«, oben Lazarus. Und darüber Geoffrey, die grinsende Giraffe. Als Marco sich erkundigt, warum wir keinen Betriebsrat haben, schmeißt Lisa ihn raus.

»Arbeite beständig«, schreibt Marc Aurel, »betrachte die Arbeit wie eine Plage, und wünsche dir dafür weder Lob noch Teilnahme.«

Als die Ferien vorbei sind, geben Helmut Honecker ein Konzert auf dem Schulhof. Mit neuen Titeln, die sie in den vergangenen Wochen eingeübt haben. Sie sind toll.